

# Echo der Arbeit



HÜTTENWERK OBERHAUSEN AKTIENGESELLSCHAFT

23/24



Stil - le Nacht, hei - li - ge Nacht! Al - les schläft, ein - sam wacht



nur das trau - te hoch - hei - li - ge Paar. Hol - der Kna - be im lok - ki - gen Haar,



schlaf in himm - li - scher Ruh, schlaf in himm - li - scher Ruh!

Stille Nacht, heilige Nacht!

Hirten erst kundgemacht.

Durch der Engel Halleluja tönt es laut von fern und nah:

Christ, der Retter, ist da; Christ, der Retter, ist da!

Stille Nacht, heilige Nacht!

Gottes Sohn, o wie lacht Lieb aus deinem göttlichen Mund,

da uns schlägt die rettende Stund,

Christ, in deiner Geburt; Christ, in deiner Geburt!



# Weihnachten 1953

ALLEN WERKSANGEHÖRIGEN UND IHREN FAMILIEN WÜNSCHEN WIR  
EIN FROHES WEIHNACHTSFEST · UNSER GRUSS GILT EBENSO ALLEN  
GESCHÄFTSFREUNDEN IM IN- UND AUSLAND

DIE BETRIEBSVERTRETUNG:

*Hilf Coppenrath* *Wintoff*

DER VORSTAND:

*Winn* *Frage* *Kroenemann*



## Erwartung

Die stille Zeit  
ist nicht mehr weit.

Schnee glänzt auf den Tannenbäumen,  
die vom Weihnachtsfeste träumen,  
und es geht ein Raunen um:

„Wer gelangt ins Heiligtum?“  
Schon hören sie die Äxte hallen  
und manchen Baum herniederfallen.  
Sie möchten sich so gerne beugen,  
um sich auf Weihnachten zu neigen  
mit Silberglanz und Lichterkerzen  
zur sel'gen Freude unserer Herzen.

Maria Ochel, Abt. Verkehr

Da sitze ich heute am Weihnachtsabend allein in meinem Großstadtzimmer und lasse die Gedanken zu Euren Bergen hinaufwandern, zum Treisberg, zum Jochberg, zur Guntershöh, zum Koppenstein — und ich lasse von diesen Gipfeln meine Augen zu all den Dörfern, Höfen und Mühlen hinabgehen, die rings in den Mulden und Falten des Hunsrücks verstreut liegen.

Laßt Euch sagen, wie glücklich Ihr seid, daß Ihr dies Fest der Liebe und des Friedens noch im engen Kreis der Gemeinde, im vertrauten Klang Eurer Glocken, in der heiligen Ruhe der Natur und in der Sammlung der Seele genießen dürft. Laßt Euch sagen, wie glücklich Ihr seid, noch eine Heimat und eine Erde zu besitzen, die Euer Haus umhegt, die Euch nährt, die Euch mit Sonne, Mond und Sternen, die darübergehen, immerdar nahe ist, ja, die Euch zu eigen gehört, und die Euch zuletzt, wenn Eure Hand der harten Arbeit müde ist, im gesegneten Alter in ihren Schoß aufnimmt.

Wie ich aber werden an diesem Weihnachtsabend wohl Hunderte von Abgewanderten in engen Großstadthäusern sitzen und sich nach Euren Bergen sehnen. Denn auch in den Seelen

# Weihnachtsbrief

## EINES ABGEWANDERTEN AN DIE DAHEIM

der Menschen herrscht hier in der großen Stadt leicht Abkehr des einen vom anderen. Nicht einmal im gleichen Hause kennen sich alle, und wie viele suchende, frierende, hungernde, einsame, verstoßene Menschen gehen heute durch die Straßen dieser Stadt! Droben bei Euch aber sind alle in der Gemeinde wie Brüder eines Ursprungs zu diesem Fest vereint. Keiner, der heute hungert oder friert, Auch die arme, blinde Susanne, die am Dorfende wohnt und der greise Sauhirt, ja selbst der Bettler und Landstreicher, der zu Euch findet, darf heute mit Euch dies Fest der Liebe und des Friedens begehen. Eure von Tannen- und Weirauchduft und von himmlischem Licht erfüllte Kirche, in der alle beten, singen und in Gott sich erfreuen, schließt sie zusammen.

Während aber droben in Euren Bauernstuben die Weihnachtslichter brennen, suchen hier unten die Gedanken all der vielen, die sich gleich mir in die Stadt verbannt fühlen, in heißem Drang nach der Heimat zurück: zu Vater, Mutter, Bruder, Schwester, zu alten Freunden, lebenden und toten. Und ihre Herzen werden von Gefühlen bewegt, die längst erstorben schienen, ja sie werden wohl gar mit brennendem Heimweh und tiefer Wehmut erfüllt. — Laßt mich an diesem Abend ihre Stimme sein.

Ihr dort oben: Laßt mich Euch anvertrauen, was ihre Brust bewegt: Da tickt die alte Uhr noch im Kasten. Der Abgewanderte hört heute mit einmal wieder ganz deutlich ihren Schlag; er hört auch Eure festlich erregten Stimmen durch das alte, vertraute Haus klingen. Dann geht er mit Euch zur nächtlichen Mette, und das gültige Anlitz des alten Pfarrers am Al-

tar, das greise Haupt seines Lehrers, den er noch deutlich vor sich sieht, wie er dasaß, auf der Orgelbank, ganz hingeeben an die himmlische Musik dieser heiligen Nacht — das alles bemächtigt sich mit einmal seiner Seele und hält sie in Bann. Ja, mancher, dem Vater und Mutter längst gestorben sind, sieht sich als Kind wieder unter ihnen stehen, spricht und lacht mit ihnen, als hätte nicht Zeit, nicht Raum, nicht einmal der Tod sie getrennt.

Er schaut mit ihnen in die Lichter am Weihnachtsbaum, er sieht sogar die Katze und den Haushund unterm Ofen liegen. Und das Rasseln der Schiefer am Dach, der Wind im Kamin, das Rauschen der Tannen am Giebel und die Stimmen der Nachbarn sind ihm wieder nah in dieser Nacht wie in den Tagen der Kindheit in den heimatlichen Bergen droben.

Und der Abgewanderte tritt mit Euch hinaus in der Nacht, sieht unter den Sternen den Schnee auf den Berghauptern schimmern, er kniet mit Euch in der Kirche, und seine Seele wird im Gloria auf den Wogen der Orgel bis zum strahlenden Tor des Himmels hinaufgehoben. Ja, als die Orgel bei der Wandlung leise verklingt, sieht er, wie die Toten rings in den Gräbern um die alte Kirche sich heben, mitzufeiern und Euren Gesängen zu lauschen. Er ist in diesem heiligsten Augenblick eins mit allen Ahnen, Brüdern und Freunden aus seinem Blut; sie alle sind vereint im Frieden und der himmlischen Freude dieser heiligen Nacht.

Ihr dort oben, laßt Euch glücklich preisen, daß Ihr die Geister der Erde und des Himmels noch um Euch spüret und daß Gottes Atem noch ungehemmt und beglückend in dieser heiligen Nacht an Eure Seele rühren kann.



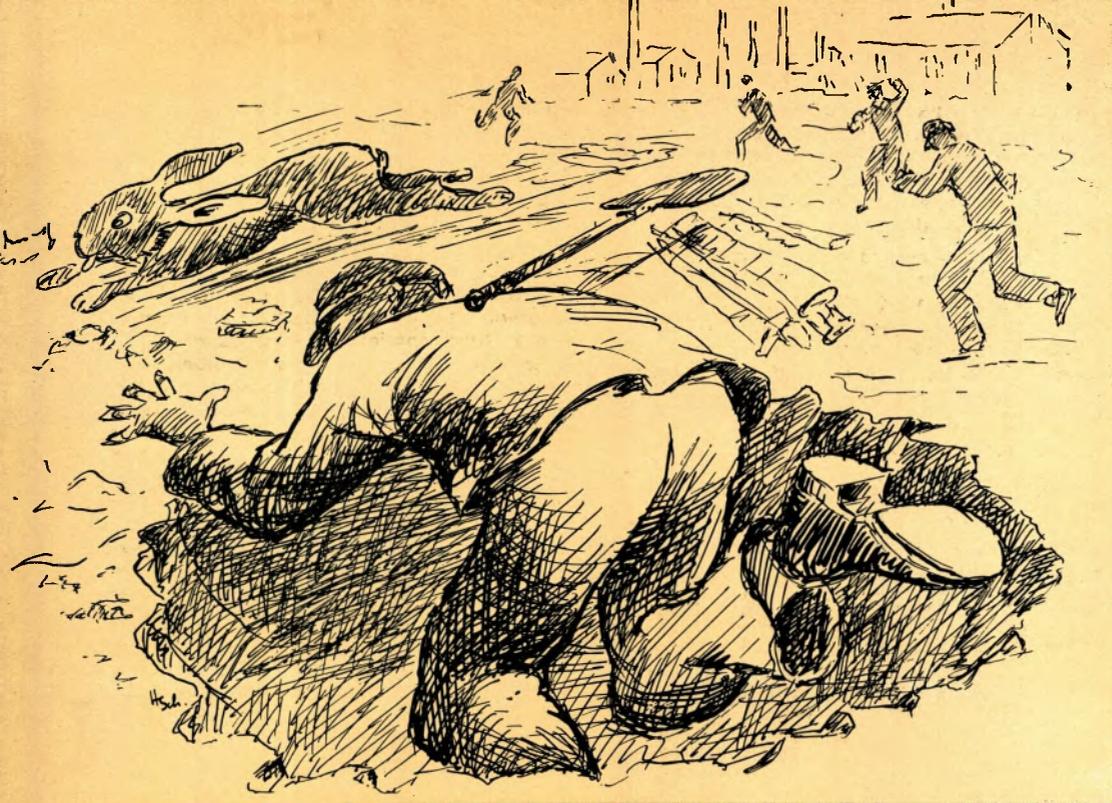


# TREUE UM TREUE

In bunter Folge: Schnappschüsse von der Jubilarehrung im Werksgasthaus. Obere Reihe: Überreichung der Ehrengeschenke durch den Vorstand. Darunter sieht man in der Mitte Arbeitsdirektor Karl Strohmenger bei seiner Ansprache. Daneben vier „Fünfzigjährige“.

Auf dem mittleren Bild in der vorletzten Reihe erkennt man zwischen den Direktoren Bruns und Dr. Graef den Vorsitzenden des Aufsichtsrates, Bankdirektor Fritz Butschkau. Daneben: Die Werkswochenschau war auch dabei. Unten: Betriebsratsvorsitzender W. Vofjkühler.





fönte es von allen Seiten. Noch blieb Meister Lampe ruhig sitzen und schielte nach den Krähen, die etwas abseits über das Feinblechwalzwerk hinfliegen. Auch den Sperber hörte er in seinem Jagdrevier am Gasometer rufen. Aber diese alle fürchtete er nicht so sehr wie die menschlichen Jäger. Dazu störte ihn das Pfeifen der Hüttenlokomotive und der Krach im Blechwalzwerk. Wie war er nur in diese gefährliche Gegend gekommen? Ach so, in den letzten Tagen hatte starker Frost eingesetzt, und seine Gefährtin war ihm abhanden gekommen. Im Zuge der Wanderung hatte ihn das Schicksal vom Kaisergarten oder vom Schlackenberg nach hier verschlagen. Sollte er hier umkommen?

Inzwischen hatten sich die Männer bedenklich nahe an den Hasen herangepircht. Allen voran unser Freund Otto. Er tat, als ob er einen Erzfeind vor sich hätte, und wollte unbedingt den ersten Schlag führen. Mit einer Schaufel in der erhobenen Hand setzte er im Laufe zum Endspurt an. Jetzt hielt der Hase seine Zeit für gekommen: Er machte einen langen Hopser, und in schnellen Sätzen fetzte er auf die Männer zu, die ihm den Fluchtweg nach der rechten Mauerseite hin und über die Gleise abschneiden wollten. Diese, über die Tollkühnheit Meister Lampes verblüfft, blieben verduzt stehen. Plötzlich aber fingen sie an, laut zu brüllen und zu lachen. Es war etwas passiert. Besagter Otto, im Eifer der Jagd ein bei Erdarbeiten ausgehobenes Loch nicht achtend, war in eine Vertiefung von einem Meter buchstäblich hingestolpert und saß so fest, daß er nur mit großer Anstrengung und tatkräftiger Hilfe aller Arbeitskameraden aus seiner peinlichen Lage befreit werden konnte. Der Hase war entwischt. Für den Spott der Kollegen fehlten Otto die Worte. Als sich die Geschichte von dem mißglückten Hasenfang nachmittags im Waschraum herumgesprochen hatte, bekam Otto von allen Seiten freundliche Ratschläge für den Fall, daß ihm mal wieder ein Häschen über den Weg laufen sollte. Und so oft sich nachher wieder ein Hase oder auch nur ein wildes Kaninchen auf WO blicken ließ, ging der Ruf: „Otto, da ist wieder ein Häschen für dich zu fangen!“ S.

## WER ANDERN EINE GRUBE GRÄBT

Hasenjagd im Walzwerk - - „Schlagt ihn tot!“

Ein Hase lief über den Lagerplatz von WO. Er hatte sich offensichtlich dorthin verirrt. Die Männer, die dort Material stapelten, schauten verwundert für einen Moment auf. „Ein schöner Weihnachtsbraten“, meinte sogar der Kranführer, indem er von seinem Kran herabstieg, „mal sehen, ob der sich fangen läßt.“

Meister Lampe machte gerade Männchen und spitzte seine Löffel, denn er witterte Gefahr. Nur zu gut kannte er die Schliche der Menschen. Schon schritten mehrere Männer mit großen Gabeln in der Hand von der linken Seite auf ihn zu. Rechts zog sich eine Mauer hin. So blieb ihm nur der Fluchtweg nach hinten. Aber als er diesen Weg über die Gleise hinüber einschlagen wollte, kamen andere Männer mit Knüppeln bewaffnet aus dem Walzwerk heraus. Oh weh, er war eingekreist! Was nun? „Los, näher heran an den Burschen! Wir treiben ihn gegen die Mauer“, rief Otto siegesicher aus. Und damit zog sich der Kreis um den armen Hasen immer enger. Meister Lampe mußte wohl oder übel in kleineren und größeren Sprüngen über den Lagerplatz hoppeln.

Noch hatte er die geringe Chance nach der linken Seite hin zu entkommen. Mit Mut wetzte er los. Aber es schien, als ob seine Läufe nicht so recht gewollt hätten. Ein Freudengeheul der Männer setzte ein, als sie sahen, daß das Häschen tatsächlich im Laufe anhielt, als ob es nicht mehr ein noch aus wußte. „Wir haben ihn! — Schlagt ihn tot!“ — Heda, ihr zwei, paßt auf, hinter dem T-Träger sitzt der Has'! — Immer näher heran an den Ausreißer! So

## Unterm Schornstein

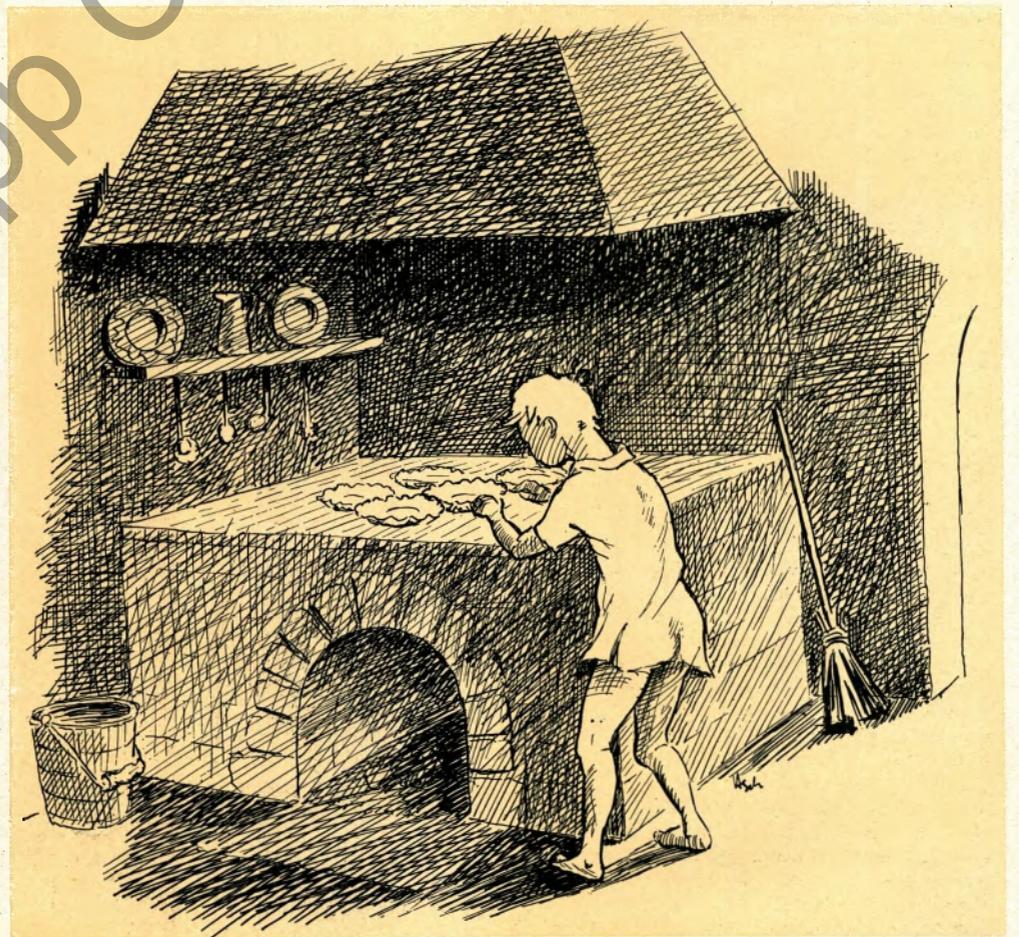
Eine Jugendgeschichte aus Norddeutschland

Ich war noch ein kleiner Junge und glaubte noch an den Weihnachtsmann. Nicht an den, der abends Haus für Haus geht und klopft an die Tür und fragt: „Sind die Kinder auch immer artig gewesen?“ Den kannten wir damals noch nicht. „Der kommt nur zu den Leuten, die einen eisernen Herd haben und ein enges Ofenrohr“, sagte die Mutter.

Nein, soweit waren wir noch nicht. Zu uns kam immer noch der andere — der mitten in der Nacht mit einem großen Sack über Land und über die Dächer flog und warf überall, wo noch ein richtiger „deutscher Herd“ war, etwas in den Schornstein.

Wir waren fünf Kinder im Hause, und ich war das kleinste. Und wir mußten am Abend vor Weihnachten jeder einen Teller auf den Herd stellen, alle schön der Reihe nach rund um das offene Feuerloch herum. „Nicht zu weit nach der Mitte“, sagte die Mutter, „sonst sieht

Fortsetzung nächste Seite



es so unbescheiden und so gierig aus. Und auch nicht so weit weg an den Rand, sonst kriegt man nichts ab."

Wir stellten unsere fünf Teller — jeder von uns hatte seinen eigenen Teller, und meiner war ganz besonders bunt —, die stellten wir alle fünf in einem schönen Halbkreis vor das Feuerloch. Und dann beugten wir uns nochmal alle ganz weit über den Herd und guckten nach, ob der Schornstein auch wirklich offen war. Und dann sagten wir „Gute Nacht“ und klefferten einer nach dem andern in die Betten. — Mutter saß noch am Tisch und nähte. Mitten in der Nacht wachte ich auf, und ich meinte, da hätte etwas gebrummt und geknackt, und ich dachte: „Nun ist er eben — gerade eben ist er übergeflogen und hat was in den Schornstein geworfen!“ Und ich dachte: „Was das nun wohl gewesen ist? Was da nun wohl liegt — auf meinem Teller?“ Und weil ich meinte, ich könnte nun doch nicht wieder einschlafen — und weil draußen ganz heller Mondschein war und alles war so still im Hause —, so stand ich leise auf und schlich mich nach der Küche und guckte auf den Herd. Aber da war noch gar nicht viel zu gucken. Alle Teller waren noch leer.

„Denn mußt du dich ja wohl gehört haben“, dachte ich, und wollte mich schon wieder umdrehen und wollte wieder ins Bett — da meinte ich plötzlich — da kam es mir so vor, als wenn mein Teller diesmal etwas weiter zurückstände als die andern vier. Und weil ich doch gerade in diesem Jahre etwas ganz Schönes — und auch recht viel — vom Weihnachtsmann haben wollte — und weil mich niemand sah und auch keiner etwas davon wußte —, so stellte ich meinen Teller leise und vorsichtig ein ganzes Stück weiter nach vorn und schob ihn mitten unter den offenen Schornstein. — Und dann horchte ich nochmal eben und hörte mein Herz klopfen — und ging schnell wieder in die Kammer und kroch unter die Decke.

Und lag noch lange wach und wußte nicht, ob ich das nun so richtig gemacht hätte oder nicht. Aber dann dachte ich: „Ich steh' ganz früh auf, daß keiner etwas merkt. — Und wenn es ganz schlimm wird, kann ich ihnen ja auch immer noch was abgeben.“ — Und dann schlief ich auch bald wieder ein.

Als ich aufwachte und hochkam, waren Jakob und Greta schon in der Stube, und Jann und Heiner standen schon am Fenster und guckten aus. Ich wollte mich leise an ihnen vorbeidrücken, aber — „Halt stopp!“ sagte Mutter. „Wo willst du hin?“ — „Bloß mal eben sehen, ob da was in meinem Teller . . .“ — „Nein, hierbleiben! Und erstmal die Hose anziehen! Und Strümpfe und Stiefel! Und die Hände und den Hals waschen! Wenn du fertig bist, gehen wir alle zugleich. Und ich gehe voraus, damit es nachher keinen Streit gibt.“ Ich muß wohl ein ganz bedippertes Gesicht gemacht haben, Greta guckte mich an und grientete, und Jann sagte: „Nu, mach man 'n bißchen zu, daß du weiterkommst! Wir warten doch auf dich!“ Es ging an diesem Morgen nicht so schnell, wie es eigentlich gehen sollte, aber — zuletzt war ich denn ja doch klar und stand an der Tür und wollte raus.

„Halt stopp!“ sagte Mutter wieder. „Erst komm ich, und ihr kommt alle hinter mir her!“ Und dann ging sie über die Diele, und stand vor dem großen Herd und reichte uns unsere Teller. Und freute sich bei jedem Teller mit; Jann hatte fünf schöne Kantäpfel und wenigstens zwanzig Nüsse und vier braune Kuchen — und ein Paar neue Schlittschuhe. Und Greta hatte auf ihren Äpfeln und Nüssen und Kuchen eine schöne weiße Schürze liegen. Und Heiner ein dickes Märchenbuch. Und Jakob einen Baukasten. Und ich — ich hatte in meinem großen bunten Teller nur einen kleinen Apfel und eine Nuß und einen braunen Kuchen — und sonst nichts — kein Stück weiter.

„Na —? Was hat denn das zu bedeuten?“ sagte Mutter. Und sie suchte den ganzen Herd ab und guckte auch nochmal in den Schornstein, ob da nichts hängengeblieben war. „Wie kommt denn das? Bist du denn nicht artig gewesen — im letzten Jahr?“

„Doch!“ nickte ich nur, sagen konnte ich nichts — mir saß ein großer Klütten im Hals. Und auch

als meine Geschwister mich nun halb bedauerten und halb in heimlicher Schadenfreude aufzählten, was ich verkehrt gemacht und was ich vielleicht alles ausgefressen haben konnte, schüttelte ich nur immer den Kopf: „Ne, ne — das ist es nicht.“

Nein, ich wußte es besser. Und Mutter wußte es auch, das merkte ich — sie tat nur so. „Der Weihnachtsmann wird ja wohl wissen: warum“, sagte Mutter, „wir können da weiter nichts bei tun. Ihr könntet ihm höchstens etwas von euren Sachen abgeben, wenn ihr mögt, aber — recht ist es ja eigentlich nicht.“

Greta und Jann gaben mir jeder einen Apfel. Heiner gab mir ein paar Nüsse. Jakob gab mir zwei braune Kuchen. „Und von mir kriegst du vielleicht auch noch was“, sagte Mutter, „sobald ich weiß, warum der Weihnachtsmann dich so kümmerlich bedacht hat.“

Eine ganze Stunde druckste ich noch herum, dann ging ich zu meiner Mutter und sagte es ihr — leise, unter vier Augen: daß ich nachts wieder aufgestanden wäre, und daß ich meinen Teller vor die andern vier und mitten unter den Schornstein gestellt hätte.

Mutter schüttelte den Kopf. Aber dann guckte sie mir still in die Augen und strich mir über den Scheitel. „Es ist gut“, sagte sie, „wir wollen nun nicht mehr davon sprechen. Du darfst deinen Teller heute abend nochmal wieder hinstellen — mitunter kommt ja der Weihnachtsmann nochmal zurück.“

Ich stellte abends — ganz allein — meinen Teller wieder auf den Herd. Nicht direkt unter den Schornstein, aber auch nicht zu weit weg auf den Rand, sondern so halb bis zur Mitte, als ob noch vier andere Teller daneben ständen. — Und ich hatte am nächsten Morgen: Vier schöne Kantäpfel, etwa zwanzig Nüsse und drei braune Kuchen und obenauf eine schöne weiche, wollene Mütze — mit einem bunten Klunker. Ich habe mich ganz toll gefreut und habe sie lange getragen. Und habe sie auch heute noch nicht vergessen.

Ich denke noch oft an diesen Weihnachtsmorgen und an diese weiche, wollene Mütze mit dem bunten Klunker — besonders immer dann, wenn ich meinen Teller mal wieder irgendwo — vor die andern und mitten unter den Schornstein stellen möchte.

Rudolf Kinau

## Schlechte Lampen wie immer . . .

### Weihnachtliche Rußland-Erinnerungen eines Belegschaftsmitgliedes

Ein regenschwerer Himmel hängt am Abend des 24. Dezember 1948 über dem Donezbecken. Sechshundert deutsche Kriegsgefangene stehen fröstelnd auf dem Hof des Lagers und warten, bis die Lagerwache das Tor zum Durchmarsch freigibt. Es dauert lange. Selten kann Iwan richtig zählen. Jeden Abend stehen wir hier, stur, stumpfsinnig, zum Denken und selbständigen Handeln fast unfähig. Die Sorgen um die Familie, die Trostlosigkeit der Umgebung, die mangelhafte Verpflegung, die fehlende geistige Anregung haben uns abstupfen lassen.

Endlich setzt sich die lange müde Kolonne in Bewegung. Am Tor müssen wir uns einhaken, immer zu fünften. Es wird nochmals gezählt, und dann geht die Rechnung meist nicht auf. Aber wir haben Glück, es geht weiter, durch das Dorf, dann den Hang hinunter, über eine verfallene Brücke, deren deckende Bretter durchgefault sind. Wenn wir nicht in den zehn Meter unter uns gurgelnden Bach stürzen wollen, müssen wir die breiten Löcher überspringen. Das stört in der Sowjetunion niemand. Der Mensch gehört dort zu einer riesigen Masse,

Fortsetzung auf Seite 312





# ARBEIT " ENTSTEHT



An der Setzmaschine. Ein feingegliedertes Mechanismus löst durch das Anschlagen der Tasten Matrizen aus und führt sie vor den Gießmund, wo die Zeile in Blei gegossen wird. Links an der Maschine erkennt man den ausgeworfenen fertigen Satz.



Überschriften werden in der Handsetzerei gesetzt. Zigttausende von Buchstaben haben in den Setzkästen ihren Platz. Gefestigt durch lange und ständige Übung und mit traumwandlerischer Sicherheit holt der Setzer die Buchstaben aus seinem Fach.

Bestimmt wird es für viele von Interesse sein, wie unsere Werkszeitung entsteht. Ausgangspunkt ist die Redaktion (zu deutsch: Schriftleitung). Hier werden die Meldungen und Berichte, die dem einzelnen Mitarbeiter Einblick in das Werksgeschehen geben sollen, bearbeitet. Danach gehen die Manuskripte an die Druckerei, die Fotos und Zeichnungen an die Klischeeanstalt. In der Druckerei übernimmt der Setzereibetrieb die Manuskripte. Wie auf einer Schreibmaschine tippt der Maschinensetzer den Text herunter. Bei jedem Anschlag auf der Tastatur fällt aus einem Magazin ein Buchstabe, setzt sich mit den folgenden zu einer Zeile zusammen und wird in Blei gegossen. So geht es im selben Rhythmus fort. Die Zeilen reihen sich zu Spalten und wandern in die „Metzlage“. Hier liegen inzwischen die zugehörigen Schlagzeilen (Überschriften) bereit, die in der Handsetzerei gesetzt wurden. Durch die Handsetzerei weht noch die Erinnerung an die Zeiten Gutenbergs. In einer Vielzahl von Kästen liegen Buchstaben aller Größen und Schriftarten bereit. Gilt es doch, die Schlagzeilen dem Leser möglichst lebendig entgegenzuführen. Da kann die Maschine, auf eine verhältnismäßig kleine Zahl von Schriften in ihren Magazinen beschränkt, nicht mitkommen. Text und Schlagzeilen werden jetzt zu ganzen Seiten zusammengefügt. In diese geheimnisvolle Kunst teilen sich Redakteur und Metzler. Sie wird übrigens auch als „Umbruch“ bezeichnet. Ihr ganzer Witz ist die geschickte Gruppierung der Artikel und das sinngemäße Ausfüllen der dabei entstehenden Lücken durch kleinere Meldungen. Ein sog. „Satzspiegel“, den der Redakteur gezeichnet hat, dient dem Metzler dabei als Anleitung. — Jeder Mensch macht Fehler — die Zeitung sucht sich dagegen durch die Korrektur, erst der Satzspalten und dann der ganzen Seiten, zu helfen. Trotzdem läßt der Druckfehlerfeufel immer wieder den einen oder anderen durchschlüpfen. Ihm hilft der unerbitlich vorrückende Uhrzeiger. Wenn nun auch die Fotos, als in Zink geätzte Bilder, in den Satz eingebaut sind, kann die Druckform in die Maschine geschlossen werden. Nach dem komplizierten Einrichten der Formen beginnt dann der eigentliche Druck der Auflage. Ist dies erledigt, werden die Bogen gefalzt, geschnitten und geheftet; die fertigen Exemplare werden danach von der Druckerei zur Auslieferung an die Hüttenwerker gleich in die Betriebe gebracht.

urch Ab-  
gen Ton-  
d mit der  
ativ eine  
ig geätzl.



rt, die Druckform  
Bilder werden in  
ausgeglichen und  
n und Abbildungen  
usgedruckt werden.

In großen Bogen werden hier 8 Seiten „Echo der Arbeit“ im Hochdruckverfahren auf einer Zweifourten-Maschine gedruckt.

Die Entscheidung über Inhalt und graphische Gestaltung der Werkszeitung liegt nicht allein in Händen des Schriftleiters. Ihm zur Seite steht ein Redaktionsausschuß, der ihn nicht nur berät, sondern vor jedem Erscheinen einer Werkszeitung kritisch das vorliegende Andruckexemplar bespricht und vielfach noch Änderungen vornehmen läßt. Unser Bild zeigt die einzelnen Mitglieder dieses Gremiums bei der Besprechung einer Ausgabe. Von links nach rechts: Dipl.-Ing. Bruno Kaempf (Personalabteilung für Arbeiter), Karl Lange (Arbeitervertreter im Betriebsrat), Julius Klippel (Betriebsrat; durch ihn wird die Angestelltenseite vertreten), Helmut Wegener (Betriebsrat Werk Gelsenkirchen), der Leiter der Sozialabteilung, Jupp Glasik, Direktionsassistent Karl Lutter (aus dem Bereich des Arbeitsdirektors) sowie Dipl.-Ing. Hans Georg Bommer aus dem technischen Bereich.





# Wir Frauen im Revier

## So spricht man nur in Oberhausen - Begegnung an der Ruhr

Kurz hinter Bielefeld mußte der Sprühregen begonnen haben; ich merkte nicht einmal, daß ich die rinnenden Regentropfen am Abteufenster schon eine Weile beobachtete, und daß diese Fahrt durch den regenverhangenen Abend ganz in das Bild paßte, das ich mir von meiner Rückkehr in die Heimat gemacht hatte. Russige Städte, weite Felder, für den Winter gerüstet, zu Füßen der Fördertürme, lodernde Hochöfen, alles nur undeutlich zu erkennen in dem versinkenden Winterabend.

Wie war das in den langen Jahren des Fernseins, hatte da die Heimat nicht einen kleinen, strahlenden Schein der Erinnerung bekommen? Ja und nein, ich sah immer noch die rufgefüllte Luft, die uns den Himmel niemals in strahlendem Blau schenkte, die die Sonne wie mit einer Staubschicht zu bedecken schien, so daß man stets versucht war, den Putzlappen zu nehmen, um sie zu reinigen.

Ja, der Aufnehmer und der Putzlappen — wie hatte man mich in der Fremde immer geneckt, das seien die Symbole der Frauen an Rhein und Ruhr. Oft glaubte ich dann selbst, die Hausfrauen täten im Westen an Putzen und Schrubben des Guten etwas zuviel. Wie dumm war das! Hatte ich wirklich vergessen können, daß der Ruf der Hütten und Zechen auch die kleinste Ritze im Fensterholz findet und auf eben gereinigten Schränken und Stühlen

Backe, backe Kuchen. Mülli rührt Kuchenteig unterm Adventskranz an. Das soll ja dann wohl Weihnachtsgebäck werden. Ob es wirklich so lange durchhält! Der große Eifer der freiwilligen Helfer ist verdächtig. Aber wer will ihnen das verdenken!

Wohnrecht begehrt? Häßlich war es darum zu behaupten, die Mädchen im „Kohlenpott“ kämen bereits mit dem Aufnehmer auf die Welt. Was bleibt den Hausfrauen hier anderes übrig, als das Scheuertuch in ihr Wappen aufzunehmen!

Wie vertraut die Sprache der neu Zugestiegenen wurde. Mir gegenüber eine jüngere Frau — ihre Zunge wetteiferte mit den Nadeln ihres Strickzeuges — mußte aus Dortmund sein. Die beiden anderen dagegen verraten den typischen Tonfall der Essener.

Aus Neugier, ob ich wohl richtig vermute, mische ich mich in ihr Gespräch. Bereitwillig wird eine Bemerkung aufgenommen, und bald scheint es mir, ich sei nie weg gewesen und ihre Sorgen seien die meinen.

Frau Maria, sie wohnt wirklich in Dortmund, hat alles behalten im Krieg; auch ihr Töchterchen Susi hat die schweren Jahre gut überstanden. Die Verwandten haben allerdings erst geholfen als der Mann endlich aus der Gefangenschaft zurückkam. Vorher war es sehr schwer. Ihre Schwägerin im tiefen Westfalen hat dem Bruder nie recht verziehen, daß er in die Großstadt ausgewandert und dort eine „Städtische“ heiratete. Wir kommen auf die Mitarbeit der Ehefrau im Ruhrrevier zu sprechen. Einige Männer mischen sich ein, manches Für und Wider wird laut. Hier an der Ruhr herrscht die Schwerindustrie; sie braucht die

kräftigen Arbeits-hände des Mannes. An den Hochöfen, an der Walzenstraße, an der Drehbank und in den Häfen können wir uns die Frau nicht denken, ihre flinken u. geschickten Hände eignen sich für den Webstuhl, für die Wäschefabrik oder die Bekleidungsindustrie.

Doch diese Betriebe liegen zum großen Teil außerhalb des Ruhrgebietes.

Doch keine der mitreisenden Frauen ist vor der Ehe ohne Beruf gewesen. Sie haben alle „etwas gelernt“. Die Bergmannsfrau aus Essen weiß reizende Begebenheiten aus ihrer „Dienstzeit“ zu berichten. Sie war lange Jahre im Haushalt tätig und hat viel gelernt. Das kommt ihr heute zugute. Die Nachbarin, die früher nur mit der Schreibmaschine umzugehen wußte, holt sich manchen Rat bei ihr und hilft wiederum, wenn einmal ein Schriftstück aufgesetzt

werden muß. Berufstätig, das ist sie von morgens bis abends, aber innerhalb der Familie. Sie näht alles selbst, macht auch heute noch aus zwei alten Kleidern ein neues für das jüngste Töchterchen Annegret, sie versorgt die Hühner und die Ziege und bewirtschaftet nebenbei noch den kleinen Garten am Haus.

Ihre Eltern stammen aus Schlesien: der Vater ist als junger Mann nach hier ausgewandert, die Mutter später nachgekommen. So wurden Frau Gertrud und ihre Geschwister im Ruhrgebiet geboren.

Ihr Mann kam aus dem Saargebiet. Er hat nie etwas anderes gesehen als rauchende Schloten und vom Widerschein der Werke erhellte Nächte. Sie haben es nicht einfach mit ihren vier Kindern, aber darum den Kopf nicht hängen lassen und den Mann mit dem Gejammer aus dem Hause treiben?

Vor einem Jahr bezogen sie ihr neues Eigenheim. Die Einrichtung, die Wäsche und die Bekleidung muß man sich langsam nach und nach neu anschaffen. Bei vier hungrigen Mäulern ist das ein Kunststück.

Immer häufiger hält der Zua. Wir sind in der Hochburg von Kohle und Eisen. Stadt reiht sich an Stadt, jede so wichtig wie die andere. An keiner darf der Zug vorüberziehen. Die Reisegefährtin am Gangfenster hat sich inzwischen an der Unterhaltung beteiligt. So wie sie kann man nur in Oberhausen sprechen! Die akzentuierte Aussprache, die leichte Befonung der T am Ende der Worte, das vertraute „dat“ und „wat“ sind typisch. Ich brauche nicht lange auf die Bestätigung zu warten: eine Geschäftsfrau aus Oberhausen, die sich über den unnützen D-Zug-Zuschlag ärgert. Auch das ist bezeichnend für die Bewohnerinnen dieser Stadt: in kleinen Dingen wirken sie fast kleinlich, bei größeren Ausgaben beinahe großzügig. Es ist die rheinische Leichtflegigkeit, die sich hier mit der Sparsamkeit, dem Ernst der Ruhr und dem bedächtigen Einschlag der Niederrheiner zusammenfindet.

Wir nähern uns Oberhausen. Es ist mir, als hieltten wir mitten in einem großen Werk. Da sind Hochöfen, die eben beschickt werden, da steht neben uns, nur durch einen Gitterzaun getrennt, der Werkszug mit glühender Schlacke. Das ist die Heimat! Wie konnte ich nur so lange ohne sie auskommen? Mit dem schweren Dröhnen der Hämmer, dem gleichmäßigen Stampfen der Maschinen hat sich auch der Lebensrhythmus ihrer Frauen geprägt. Wir sind schwerfälliger als die Rheinländerin und aufgeschlossener als die Westfälin, wir wägen erst, ehe wir uns für etwas begeistern, und prüfen die Menschen, bevor wir ihnen eine Freundschaft antragen. Wir sind nicht so aufbrausend wie die Frauen vom Rhein, aber eine Feindschaft, ist sie erst vorhanden, läßt sich schwer aus der Welt schaffen.

Eine gute Mischung zwischen rheinischer Fröhlichkeit, der Heimatliebe der Schlesier und der Bedächtigkeit der Westfalen läßt uns Frauen des Reviers gute Kameradinnen, Ehefrauen und Mütter sein. Wir stehen dem Leben nüchtern und fast skeptisch gegenüber, nennen dabei aber einen echten Frohsinn unser eigen, der den Festen den ihnen gebührenden Platz einräumt und der Arbeit des Alltags nicht ausweicht.

Ich bin froh, daß ich heimgekehrt bin ins Revier und wieder unter Menschen leben kann, die so denken, fühlen und sprechen wie ich. Mit seinesgleichen versteht man sich immer am besten, und man mag hinkommen, wohin man will, die Frauen des Reviers kennen und finden sich gleich unter Hunderten heraus. Ganz verstehen aber kann ein Fremder sie nie, am ersten noch, wenn er ihr in ihrer Heimat begegnet — an der Ruhr.



# Nächtliche Heimkehr

## Eine Weihnachtsgeschichte aus dem Hunsrück

„So, da bist du, Lambert“, rief Meister Beifsel seinem Lehrling, der von einem Botengang heimkehrte, entgegen. „Gut, daß du dich geeilt hast. Hier sind fünf Mark für die Fahrt. Um elf geht dein Zug. In Koblenz hast du eine Stunde Zeit, bis der Moselzug abfährt, und am Abend bist du schon zu Hause und kannst mit Mutter Weihnachten feiern. Gepackt hast du ja wohl schon?“ meinte er dann mit schalkhaftem Lachen und schob den Verwirrten, der vor Freude kein Wort über die Zunge brachte, zur Tür hinaus.

Schon eine Viertelstunde vor Abgang des Zuges war Lambert am Bahnhof. Am hellen Tag fuhr er den Rhein hinauf und langte rechtzeitig in Koblenz an. Dann eilte er gleich vom Bahnhof in die Stadt; nun, er wollte sehen, daß er für Mutter und Schwester noch ein paar Gaben für den Weihnachtstisch fände.

Lambert suchte von Schaufenster zu Schaufenster. Die Straßen waren so voll von hastenden Menschen, daß er oft kaum hindurchfand. Endlich hatte er für die Mutter ein schönes wollenes Umschlagtuch entdeckt. Es kostete fünf Mark; das war nicht zu teuer. Eilig bezahlte er, packte es ein und lief weiter, um auch für die Schwester ein Geschenk zu finden.

Schon ist er am Ende der Geschäftsstraße angelangt, da fällt sein Blick auf einen Juwelierladen, der strahlend hell erleuchtet ist. Einen Augenblick bleibt er stehen, geblendet von all der Pracht an Gold und Edelsteinen. Da findet er in der Ecke des Schaufensters eine Brosche; die erscheint ihm ganz wundervoll. Sie ist zwar nicht einmal in Gold gefaßt — aber sie hat einen großen hellgrünen Stein; der leuchtet in zauberhaftem Glanz. Sieh, und da steht auch der Preis: drei Mark! Das ist nicht einmal viel. Was für eine Überraschung wäre das! Annas Freude wäre nicht auszudenken! Rasch überflog er noch einmal seine Barschaft; da sah er: es reicht nicht mehr: Drei Mark vierzig hatte er noch, und die Fahrkarte für den Moselzug kostete eine Mark.

So eilte er ratlos von Laden zu Laden. Doch je weiter er ging, desto schöner leuchtete der Glanz der Brosche hinter ihm her. Morgen auf dem Kirchgang würde Anna sie schon tragen. Wie würden die Freundinnen schauen und staunen. — Daran dachte Lambert im Dahinschreiten. Plötzlich sah er die Berge über dem Bahnhof im hellen Schnee leuchten; und der blaue Himmel stand darüber. Da kam ihm der Gedanke: Er konnte doch zu Fuß nach Hause wandern! Warum sollte er eingekeilt zwischen Menschen im Zuge hinauffahren? Das Geld konnte er ja sparen — und die Brosche kaufen. — Zwei Uhr war es jetzt. Wenn er tüchtig aus Schritt, konnte er um sieben zu Hause sein. Er war den Weg mit Klaus, dem Viehtreiber, schon zweimal gegangen. — Da ist sein Entschluß gefaßt: Er läuft zu dem Laden zurück und kauft die Brosche.

Eine Stunde später sieht Lambert die Stadt schon unter sich liegen und nähert sich dem Saum des großen Schadwaldes. In den Tälern lagert bereits schwerer Dunst und verhüllt die Ferne. Droben aber locken die Schneeberge und beflügeln seinen Fuß.

Als er in den großen, schweigenden Wald tritt, durchschauert ihn erst ein leises Gefühl des Bangens: wird er vor Einbruch der Nacht wieder heraus und nach Hause finden? Denn schon sieht er zwischen den Stämmen, wie der Himmel im Westen sich mit dunklem Abendrot überzieht, und unmerklich und schnell ist die Dämmerung eingetreten und verhüllt seinen Weg.

Kein Mensch begegnet ihm. Zuweilen fällt ein Ast und läßt ihn aufschrecken, und einmal

springt ein Reh vor ihm über den Weg. Dann wieder herrscht unheimliche Stille, in der er nur seinen Schritt und ein leises Rauschen der Bäume vernimmt.

Endlich, nach zwei Stunden, lichtet sich der Wald. Aber die Nacht ist nun völlig herabgesunken, und er kann von dem Dorfe Waldesch, das vor ihm aus einer Wiesenmulde taucht, auf der Schneefläche nur die dunkle Masse der Häuser und die erleuchteten Fenster erkennen.

Gern wäre er hier eingekehrt; denn schon fühlte er, wie seine Füße schwer wurden. Aber er überlegte, daß er wohl bis zum Dorfe Pfaffenheck durchhalten könne. Dort wollte er dann von dem Rest seiner Barschaft ein Glas Wein trinken und seine letzten Butterbrote essen.

So eilte er weiter die steile, holperige Dorf-gasse hinan und trat hinter den letzten Häusern wieder in freies Gelände.

Seine Gedanken aber waren nun schon daheim in der kleinen Hütte oben am Waldrand. Teddy, der Hund, sitzt wohl schon draußen vor der Haustür und späht die Gasse hinab, dachte Lambert. Und er roch den Duft von gekochtem Schinken, von Kappus und Erbsenbrei, der aus der Küche durchs Haus zog, und Mutter und Schwester horchten und warteten gewiß, daß er nun hereinträte und mit ihnen unter dem strahlenden Weihnachtsbaum stände. —

Wie er so dahinging, in Gedanken versunken, war es plötzlich aus der Ferne, aus der Tiefe des Waldes, ein Schrei, der ihn aufhorchen ließ. Er stutzte und stand. Da war es für eine Weile still. Aber als er weiterging, tönte es wieder durch die Nacht herauf; es war der Hilferuf einer schweren, tiefen Männerstimme. Wie aus einer anderen Welt, wie aus dem Jenseits klang es Lambert zwischen den Wasserfällen eines Gebirgsbaches durch die Wälder. Ein Uhu rief dazwischen; dann erschreckte ihn das Knacken eines Astes und er hörte das Bellen eines Fuchses an der Bergwand; aber das alles machte die Stille noch unheimlicher, machte diese Nacht noch schauerlicher.

Was war da zu tun? Sollte er durch Dickung und Schnee, ohne Pfad und Weg dem Rufenden zu Hilfe eilen? Das Herz klopfte ihm vor

Erregung: ein Mensch war in der Nacht verunglückt oder von Räufern überfallen — und vielleicht war er der einzige weithin im Lande, der seinen Hilferuf hörte.

Da fiel ihm ein Waldpfad auf, der in der Richtung verlaufen mußte, aus welcher der Schrei heraufdrang. Ihm folgte er, und im Gehen rief er dem Hilferufenden entgegen, um ihn zu trösten und zu ermutigen.

Aber der Bergpfad wurde immer enger und unwegsamer; bald mußte er durch Gestrüpp, bald durch hohen Schnee. Dann führte der Pfad tief hinab in Schluchten und wieder hinauf über Felsen und an abschüssigen Bergwänden hin.

Und nun klang der Hilferuf ferner und schwächer — ja, er schien ihn gar zu narren: im Echo der Schluchten schien er bald da, bald dort zu erschallen.

Lamberts Sinne gerieten in Verwirrung. Wie sollte er in der Nacht wieder aus diesen Wäldern hinausfinden? Ratlos stand Lambert eine Weile. Dann suchte er auf seinen Weg zurück.

Mit einmal vernahm er irgendwo hinter dem Walde ein Hundebellen. Es mußte wohl aus einem der Dörfer kommen, die über dem Er-bachtal lagen. Auf dieses Bellen hin nahm er nun seine Richtung. Es dauerte nicht lange, da sah er Lichter durch den Wald schimmern. Dann hörte er in der Ferne eine Turmuhr schlagen. Er stand still und zählte die Schläge: die Glocke schlug zehn! Und nun ging drüben, wo die Lichter brannten, eine Tür und fiel mit lautem Schall ins Schloß. Dann klangen Stimmen herüber; und als Lambert endlich aus dem Walde trat, lag da ein Dorf, weithin über einen Hügel verstreut. Bald sah er, daß in einigen Häusern die Lichter der Weihnachtsbäume brannten. Hell fiel der Schein über die verschneite Dorf-gasse, und jetzt hörte er gar, daß man irgendwo Weihnachtslieder sang. Da überlief es ihn heiß; denn nun dachte er, daß Mutter und Schwester wohl schon lange daheim unter dem Weihnachtsbaum saßen und mit Schmerzen auf ihn warteten.

Am ersten Hause, in dem noch Licht brannte, machte Lambert halt und klopfte an. Da öffnete sich ein Fenster und eine alte Frau schaute heraus und fragte: „Wer ist da?“ Lambert trat unter das Fenster und sagte: „Der Sohn vom Schreiner Frenz aus Hirschwiesen; ich habe mich verirrt. Wo bin ich hier?“ — „In Udenhausen.“ —

Da berichtete Lambert mit fliegendem Atem von dem Hilferuf, den er im Walde gehört hatte; während er noch sprach, erschien auch



das bärtige Gesicht eines Mannes am Fenster. Dieser hatte seine Worte wohl mit angehört und sagte: „Komm herein, Junge, und ruh' dich ein wenig aus. Ich will sogleich ins Dorf gehen und Leute zusammenrufen.“

Als bald wurde drinnen der Riegel zurückgeschoben; die Haustür tat sich auf, und der Alte nahm Lambert bei der Hand und führte ihn in die Stube. Hier fand sich außer den beiden Alten noch ein großes blasses Mädchen, das hinter dem Tische unter dem Weihnachtsbaum saß. Neben ihm lag ein aufgeschlagenes Buch, worin es wohl eben gelesen hatte.

„Setz' dich hier an den Ofen und wärm' dich, bis ich zurückkomme“, sagte der Alte zu Lambert. Dann nahm er seine Mütze vom Haken und verließ eilig das Haus.

„Grete, hol' dem Jungen schnell, was vom Essen übriggeblieben ist. Er hat gewiß Hunger. Auch etwas Kaffee steht noch auf dem Herd“, sagte dann die Frau. Und das Mädchen erhob sich sogleich, ging in die Küche und brachte einen Topf mit Sauerkraut und Kartoffeln herein. Auch ein Stück Schinken lag darauf. „Ich bring' das Essen gleich im Topf; es ist noch warm“, sagte sie. Dann füllte sie ihm den Teller und mahnte ihn, tüchtig zuzugreifen. Lambert sah, daß es gern gegeben war und ließ sich nicht nötigen; denn er verspürte in der Tat großen Hunger. Darauf ging das Mädchen wieder in die Küche. Die Frau hatte sich derweilen auf die Ofenbank gesetzt und meinte nun: „Ich denke eben nach: Du hast vorhin gesagt, daß du ein Sohn vom Schreiner Frenz aus Hirschwiesen bist? Dann ist doch dein Vater im Krieg gefallen.“

„Ja, er ist vermißt“, sagte Lambert. In dem Augenblick trat das Mädchen wieder ein und stellte den Kaffee auf den Tisch. Sie hatte die letzten Worte gehört und meinte nun: „Du bist also der Lambert vom Schreiner Frenz aus Hirschwiesen? Ich war mit deiner Schwester auf der Nähsschule in Halsenbach.“ Darüber war

Lambert nicht wenig erstaunt. Mutter und Tochter aber stellten nun viele Fragen, und er mußte ihnen über sie und die daheim genau berichten. Da saß er mit einmal wie unter alten Bekannten, und er fühlte sich recht warm und heimisch in dieser Stube.

Kaum hatte das Mädchen die Lichter am Weihnachtsbaum angezündet, da wurden draußen viele Stimmen laut. Das ganze Dorf schien in Bewegung.

Und schon trat der Alte mit dem Barte wieder in die Stube und sagte: „So, Junge, nun komm' und führe uns, daß wir den Verunglückten finden!“ Lambert stand sofort auf und folgte dem Mann auf dem Fuße. Vor dem Hause fand er eine Schar von Burschen und Männern; die trugen Stangen, Stricke und Tücher, um für den Notfall eine Bahre herzustellen. Dann eilte dieser Zug, von Lambert geführt, mit Laternen nach der Richtung, aus der er den Hilferuf vernommen hatte.

Lange gingen sie durch die Wälder hinab. Lambert hatte sich den Weg, auf dem er gekommen war, genau gemerkt. Endlich war der Ruf wieder zu hören. Aber nur noch schwach drang er aus der Tiefe herauf. Mit vieler Mühe fanden sie schließlich den Zugang zu der Stelle, von der sie den Hilferuf vernahmen. Da sahen sie den alten Waldhüter Steffen aus Pfaffenheck, der schwerverwundet unter einer Tanne im Schnee lag. Er war schon so schwach, daß er nur noch berichten konnte: „Ein Wilddieb hat mich angeschossen — der Spurzenhannes — aus der Scholzenmühle.“

Der Schuß hatte die rechte Schulter zerschmettert. Einer der Bauern, der als Sanitäter den Krieg mitgemacht hatte, legte dem Verwundeten rasch einen Notverband an. Dann beschloß man, ihn nach Udenhausen zu bringen und einen Arzt herbeizurufen.

Man trug den Verwundeten nach dem Hause des Vorstehers, das abseits vom Walde lag.

Dann ritt ein Bauer nach Boppard hinab, um den Arzt zu holen, die übrigen gingen ins Dorf zurück. Auch Lambert wollte nun weiter, nach Hirschwiesen hinüber. Da fanden sich zwei junge Burschen bereit, ihn zu begleiten. Das nahm er gern an; denn er fühlte, daß ihm der Weg nun sehr schwer wurde. Doch er ließ sich nichts anmerken. So langte er nach Mitternacht zu Hause an. Drinnen im Flur des Hauses aber schlug nun der Hund an. Erst bellte er wütend; denn die Stimmen waren ihm fremd.

Dann aber hatte er Lamberts Ruf erkannt, und nun stimmte er ein Freudengeheul an. Bald hörte Lambert auch die Stimmen von Mutter und Schwester; schon kommt die Schwester und öffnet; und nun, in dem Jubel von Mutter und Schwester und dem freudigen Gebell des Hundes beleben sich noch einmal seine Kräfte. Rasch wird Speise und Trank herbeigeschafft; der Baum wird noch einmal angezündet. Und wie Lambert dann seine Geschenke auspackt, den Grund seiner Fußwanderung und den Verlauf seines Heimwegs erzählt, werden Mutter und Schwester vor Bangen und Freude die Augen feucht.

„Es war wohl ein Leichtsinn, zu solcher Winterszeit bei Nacht über die Berge zu wandern“, meinte die Mutter, „aber Gott hat es wohl so gefügt und dir den Gedanken eingegeben; vielleicht hast du dem armen Steffen dabei das Leben gerettet.“

Dann lag Lambert in seiner Kammer und hörte hinter dem Giebel die Tannen rauschen; noch immer klang ihm der schauerliche Hilferuf des Waldhüters in den Ohren, er ging wieder den gefährlichen Bergpfad, eilte mit den Bauern durch den Wald und sah den Verwundeten am Boden liegen — doch es dauerte nicht lange, da hatte der Schlaf alle Gedanken in ihm ausgelöscht, und er schlief fest und traumlos, bis ihn die Mutter weckte und die Weihnachtsglocken über die Dächer schallten. J. K.

## Schlechte Lampen wie immer...

(Fortsetzung von Seite 307)

und diese riesige Masse allein gilt. Der Einzelmensch bedeutet nichts. Hat diese Masse Hunger, dann kommt eine Waggonladung gesalzene Fische, die die Masse mit den Händen zerreißt. Ein Stück trockenes Brot dazu, und diese Masse knurrt nicht mehr. Sie ist ja so bescheiden geworden. Friert die Masse, dann kommt eine Waggonladung Strümpfe, Hüte, Wattejacken oder Filzstiefel. Verschiedene Qualitäten gibt es nicht. Unterschiede sind hier und dort in der Farbe, sonst tragen alle die gleichen Kleider, und aus diesen gleichen Kleidern schauen die gleichen dulddenden Gesichter heraus.

Im Donezbecken, einem Gebiet, das in seiner Größe etwa dem des Ruhrgebiets gleicht, leben viele Verbannte, Menschen, die sich irgendwie aus der Masse herausgehoben haben, mit den Zuständen in der Sowjetunion nicht zufrieden waren und „gesellschaftsfeindliche“ Äußerungen taten. Schon dieses Delikt genügt im demokratischsten aller Staaten, um auf Jahre ins „Donbas“ verschickt zu werden. Dort werden sie wieder zur gehorsam dulddenden „Masse“ geformt.

Hinter dem Dorf blendet uns zwei Kilometer weit helles Licht in die Augen. Wo „politische Verbrecher“ und Kriegsgefangene arbeiten, muß Licht sein, damit die Posten sehen können. Wir rutschen den Hang hinunter. Der vom Re-

gen aufgeweichte Lehm reicht bis über die Knöchel, unsere Schuhe werden kiloschwer. Man glaubt, in „Schmierseife“ zu treten. Nirgends findet der Fuß festen Halt. Gespräche gibt es nicht, nur kräftige deutsche Soldatenflüche.

Am Schacht bekommen wir unsere Grubenlampen, wie stets die schlechtesten. Die besseren sind für die Iwans, die dort als Verbannte arbeiten. Ich führte damals eine Arbeitsbrigade von fünfzehn Mann. Wir hatten vom Schacht aus noch etwa zwei Kilometer zu laufen. Mitten auf einem Acker lag unser Einstiegsloch, ohne Umzäunung, eine stete Gefahr für Passanten. Nacheinander stiegen wir in diese Öffnung, turnten auf einer Art Leiter hinunter, darauf bedacht, nicht etwa in den Kot zu fassen, der noch an den Stiefeln der vor uns hinuntergestiegenen Kameraden haftete.

Teils gebückt, teils auf dem Bauch rutschend, passierten wir eine neue Sohle, um dann wieder durch ein enges Loch 100 Meter tiefer zu steigen, bis wir die unterste Sohle in 1200 Meter Tiefe in etwa 50 Minuten erreichten. Der erste Mann prüfte Sprosse um Sprosse, denn es war öfter vorgekommen, daß sie gelockert worden waren, damit einer von den Deutschen abstürzte. Es waren eben auch Kriminelle im Schacht, die irgendeines Deliktes wegen dort

ihre Strafe verbüßten. Auch die Schachtverwaltung war nicht frei davon.

Ausgerechnet am Heiligen Abend waren uns Grubenlampen in die Hand gedrückt worden, die nicht genügend aufgefüllt waren. Als wir auf der untersten Sohle ankamen, waren schon fünf Grubenlampen ausgefallen. Nach einer Weile ließ ich die Arbeit einstellen und die Lampen bis auf eine ausschalten. Was bedeuteten acht Tage „Bunker“, die mich erwarteten, weil ich durch die Anordnung „Sabotage“ begangen hatte!

Ich machte mich auf den Weg nach oben, um wenigstens drei frisch aufgefüllte Batterien zu beschaffen. Auf der Hälfte des Weges ging auch meine Lampe aus. Tastend bewegte ich mich weiter. Den Schacht kannte ich annähernd, konnte aber leicht das richtige Aufstiegsloch verfehlen, weil es deren mehrere gab. Drei Stunden etwa, so rechnete ich, würde ich gebrauchen, um an die Erdoberfläche zu kommen. Gerade rutschte ich durch einen Stollen, der nur 75 Zentimeter hoch war, da hörte ich weither unser schönstes deutsches Weihnachtslied: „Stille Nacht, heilige Nacht . . .“.

In einem Stollen war es angestimmt worden, in anderen Stollen wurde es aufgenommen. Kriegsgefangene dachten tief unter der Erde an die Lieben daheim, die nun um den Christbaum stehen und von ihrem Vati sprechen mochten. Ich stellte mir meine Frau, meine Kinder vor. Ich war allein und schämte mich der Tränen nicht, die über mein kohlegeschwärztes Gesicht liefen. H. E.



# Weihnachtlicher Büchertisch

Wieder haben wir einen Griff in die Literaturkiste getan, um verschiedene interessante Bücher — darunter auch einige Neuerscheinungen — zu besprechen. Gesagt sei noch, daß die hier besprochenen Werke sämtlich in der Werksbücherei ausgeliehen werden können.

**Stefan Andres: Der Knabe im Brunnen.** n. Verlag R. Piper & Co., München. 353 Seiten, DM 13,80.

Der aus dem Moselland stammende Dichter kommt, nachdem er viele Begebnisse in Roman und Novelle künstlerisch geformt und gedeutet, auf seine Kindheit zurück. Aber nicht biographisch behandelt er sie, sondern so, als schäue er ihrer Entwicklung aus der Ferne zu, mit voller innerer Anteilnahme allerdings und mit einem köstlichen, herzerfrischenden Humor.

**Chester Wilmut: Der Kampf um Europa.** Alfred-Metzner-Verlag, Frankfurt a. M. 850 Seiten, 52 Karten, DM 24,50.

Bemerkenswert an dieser englischen Analyse des Zweiten Weltkrieges ist der Untertitel: „Wie die Westmächte den Krieg gewannen und den Frieden verloren“. Der Verfasser, von Geburt Australier, unbeeinflusst von der traditionellen Zwietracht der europäischen Völker, Historiker, Kriegsteilnehmer am Afrika-Feldzug, an der Landung in der Normandie, an der Schlacht von Arnheim, zugegen bei der Kapitulation Deutschlands, ebenso Teilnehmer an den Nürnberger Prozessen, Rundfunkkommentator am BBC, überrascht durch die Objektivität beim Abwägen deutscher oder alliierter Entschlüsse und deren Ergebnisse. Das erste Kriegsbuch von der anderen Seite, das auch der deutschen Leistung gerecht wird. Der Autor stellt fest, daß mit der Aufstellung der Zweiten Front in Europa, die heute allgemein als Fehlentscheidung angesehen wird, der Grundstein gelegt wurde zu jenem hilflosen Zustand der Weltpolitik, aus dem die Ost-West-Spannungen hervorgegangen sind. Die Konferenz von Teheran legte 1943 die Richtung fest, Jalta und Potsdam waren 1945 die Meilensteine auf dem einmal eingeschlagenen Wege, der in die Sackgasse führen mußte. Es liegt in der Natur der Sache, daß eine solche politische und militärische Geschichte vom gewonnenen Kriege und verlorenen Frieden von einem deutschen Autor noch nicht geschrieben werden konnte. Der Kampf um Europa endete nicht 1945. Wilmut behandelt den „Krieg um Europa“ als die große politische Auseinandersetzung unserer Zeit, von der der Zweite Weltkrieg nur eine Phase darstellt. Der Verfasser zieht u. a. folgende interessante Parallele: Für die angelsächsischen Mächte bestehen keine Aussichten, Europa durch eine Landung zu befreien, wenn ein Angreifer zum Kanal vordringen sollte, der im Osten den Rücken frei hat. Die Invasion im Jahre 1944 — so behauptet Wilmut — wäre mit Sicherheit abgeschlagen worden, wenn die Deutschen nicht im Rücken mit den Russen hätten kämpfen müssen. Im einzelnen setzt sich der Autor sehr kritisch mit dem US-Präsidenten Roosevelt auseinander, dem er die Schuld gibt an dem verlorenen Frieden.

**Henri Morton Robinson: Der Kardinal.** Frankfurter Verlagsanstalt, Frankfurt a. M. 864 Seiten, DM 16,80.

Diese überaus szenenfreudige Darstellung — zugleich ein vielseitiges Bild vom reichverzweigten Aufgabenbereich der Kirche und ihrer großen und kleinen Regenten, von den Verflechtungen kirchlichen und politischen Interesses, vom innerkirchlichen Leben in der weiten Stufenfolge seiner Träger vom Papst bis zum schlicht Gläubigen — zeichnet den Triumph eines Charakters, der in aller Anfechtung und Versuchung vom Glauben unterwiesen wird.

**Michael Graf Soltikow: Nie ward die Nacht so hell.** Verlag Kindler u. Schiermeyer, Bad Wörrißhofen. 412 Seiten, DM 12,80.

Der Verfasser, seit Erscheinen seiner Autobahnmörder-Serie in einer großen deutschen Illustrierten etwas über die Schulter angesehen, bezeichnet sein neuestes Werk einen „Roman nach Tatsachen“. Was Millionen Menschen

während des Bombenkrieges in den Luftschutzkellern deutscher Städte erlebten, wird hier am Beispiel weniger Menschen in einem Berliner Mietshaus aufgezeigt. In dramatischen Szenen ersteht wieder das Inferno jener Schreckensnächte, die keiner, der sie miterlebte, vergessen kann. Vor dem Hintergrund des erbarmungslosen Luftkrieges schildert Soltikow eine Liebesgeschichte. Die Romanze der jungen Marie-Luise Crusius und des Musikers Klaus Engelhardt.

**Gerf von Klaf: Die drei Ringe.** Rainer-Wunderlich-Verlag, Tübingen. 404 Seiten, DM 14,80.

Der Autor erzählt vom Glanz und Elend der Familie Krupp. Der Aufstieg einer industriellen Familie zu Macht und Reichtum, das gewaltige Wachstum eines Werkes, das Waffen für zwei Weltkriege schmiedete, wurde von jedem einzelnen Besitzer mit dem Verlust des persönlichen Friedens bezahlt. Ein romanhafter Stoff, in den auch die Krupp-Frauen verflochten sind. Schmiedehämmer, Stahlpressen, Walzenstraßen und Zechen werden zu einer Macht, die nicht mehr nach dem Willen ihrer Schöpfer fragt. Die politischen, geistesgeschichtlichen, wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungen sind die Kulisse, vor welcher der Riesenbau dieses Unternehmens, seine Erfolge und seine Erschütterungen gezeigt werden.

**Pearl S. Buck: Die gute Erde.** Desch, München. 405 Seiten, DM 11,50.

Aus ihrem eigenen Erleben in China gestaltete die Amerikanerin Pearl S. Buck das Schicksal des armen Chinesen Wang-Lung, der aus den Niederungen seines nackten Lebens den Weg von Armut zu Reichtum, aus der Kargheit seiner Jugend zum Glück in der Familie, durch Tränen und Freude, durch Liebe und Leid wandert. Wang-Lung und die Sklavin O-lan, die in reichem Hause diente, dann seine Frau wird, schlagen sich in unbeirrbarem Fleiß und zäher Gemeinsamkeit durch alle Härten und Katastrophen der gnadenlosen Natur ihres Landes. Tödliche Dürren und vernichtende Überschwemmungen, Zerstörungen und Hunger bestimmen den Weg dieser beiden Menschen, die das Schicksal jedoch immer stärker werden läßt. Ihre Söhne allerdings, von den stolzen Eltern in eine ihnen fremde Welt getragen, verlieren das hergebrachte Maß und zerstreuen wieder, was die Alten gesammelt. Der Tatort des Buches liegt zwar im fernen China, aber er lebt im nahen und nächsten Herzen jedes Menschen, der um das Auf und Ab, um Glaube und Hoffnung, um Geist und Ungeist, um die ewigen Gesetze von Fleiß und Selbstvertrauen weiß.

**Ernest Hemingway: Der alte Mann und das Meer.** Verlag Rowohlt. 120 Seiten, DM 6,80.

Das neueste Werk Hemingways ist in vielen in- und ausländischen Kritiken sein schönstes und reifstes genannt worden. „Es ist nicht schwer, zu sterben“ hat der Dichter einmal gesagt, und wenn man einem so mutigen wie anspruchsvollen Satz glauben darf, so scheint er uns am ersten durch die vorliegende Erzählung gerechtfertigt. Zwar schildert sie nicht wie in dem spanischen Revolutionsroman „Wem die Stunde schlägt“ das Bewußtsein des physischen Todes, aber sie nimmt diesen geistig und seelisch vorweg. Mit der hintergründigen Wahrheit einer Legende gewinnt die Haltung eines alten Mannes in seinem letzten großen Fischfang ihre klarste und reinste Form. Mag der Mißerfolg des dreitägigen Unternehmens auch unentrinnbar wie der Tod sein. Für den Mann, der gut gekämpft hat, wird beides leicht sein.

**Pierre La Mure: Moulin Rouge.** Verlag Wegener, Hamburg. 447 Seiten, DM 18,50.

Nach diesem vom Montmartre-Zauber umsponnenen Liebesroman des Malers Henri Toulouse-Lautrec wurde der Film gedreht, der überall einen so großen Erfolg hatte. Wo jedoch der Film abschwächen mußte, bleibt das Buch den Tatsachen beinahe sogar realistisch treu.

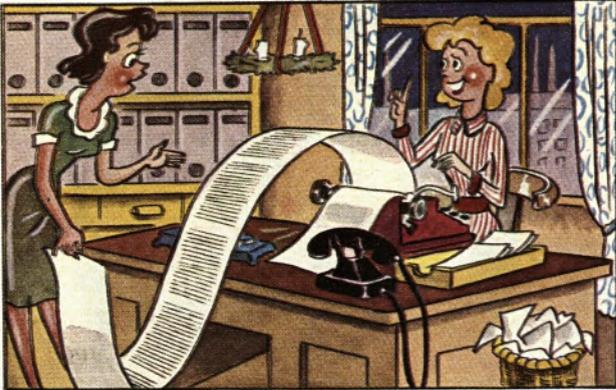


# Es weihnachtet sehr

Gezeichnet von KURT CERNY



„Toffte Sache Papa, ich werd mal Baggerführer auf dem Schlackenberg.“



„Hat der Chef diesen langen Brief diktiert?“ „Ach wo, das ist der Wunschzettel für meine vielen Freunde.“



„Schluß jetzt mit der Nascherei sonst bleibt vom ganzen Weihnachtsstollen nichts übrig.“



„Reg Dich nicht auf Tante, wenn Paul Nachtschicht hat ist die Rasselbande nicht zu bändigen.“



„Du hast wohl ne Rolle in Oberammergau übernommen?“  
 „Denkste, ich muß im Hüttenkindergarten den Weihnachtsmann spielen.“



thyssenkrupp Corporate Archive